

A movie poster for 'The Divergent Series: Insurgent'. The central image shows a woman with long dark hair, wearing a purple top and a blue skirt, falling into a turbulent, white-water river. She is holding a yellow jacket. A man in a brown shirt is reaching out from the top right corner, his hands near hers, as if trying to catch her. The scene is dramatic and action-oriented.

Florian
Henckel von Donnersmarck
Kino!

Suhrkamp

Der Film, der oft als der schlechteste aller Zeiten gehandelt wird, Martin Brests »Gigli«, enthält eine Szene, in der Jennifer Lopez als hochgebildete lesbische Kleinkriminelle dem einfältigen Ganoven Ben Affleck erklärt, warum die Vagina dem Penis überlegen ist. Die Szene ist so schlimm, wie man es sich nur vorstellen kann. Jennifer Lopez kämpft in puerto-ricanischem Bronx-Dialekt mit Sätzen wie: »There is no place nowhere that has been the object of more ambitions, more battles than the sweet sacred mystery between a woman's legs that I am proud to call my pussy.« Und Ben Affleck schluckt schwer in Libido-Wallung. Aber so schmerzhaft sie auch sein mag, diese Szene ist aus der

gleichen Genialität gestrickt wie die Tango-Szene in »Der Duft der Frauen«, eine der großartigsten und einflussreichsten Einzelszenen der Filmgeschichte, vom selben Regisseur. Der Film als Ganzes trägt dieselbe mutige Handschrift wie »Rendezvous mit Joe Black«, »Midnight Run« und »Beverly Hills Cop«, alle von Martin Brest, und alle auf meiner persönlichen Liste der besten Filme aller Zeiten. Ich schaue mir einen vermeintlich misslungenen »Gigli« hundertmal lieber an als einen noch so gefeierten »Hulk«. Ich stürze lieber mit Ikarus nach hohem Flug, als dass ich im Labyrinth des Minotaurus gefangen bleibe.

Der Schauspieler als Scheinwerfer

Einer tiefenpsychologischen Theorie zufolge ist das gesamte Spektrum der menschlichen Natur – jedes Laster, jede Tugend – in jedem einzelnen Menschen angelegt und unsere Persönlichkeit lediglich das, was wir davon zur Schau stellen (können). Unser innerstes Wesen wäre dann wie eine riesige dunkle Wand, auf der alles aufgemalt ist, was das Menschsein ausmacht. Wir können allerdings nur einen winzigen Teil von ihr sehen, weil wir jeweils nur einen kleinen, fest eingestellten Scheinwerfer mit einem klar umrissenen Lichtkegel haben, der sie für uns beleuchtet. »Aha,

das bin ich also«, sagen wir uns beim Betrachten des Kegels, »ein bisschen schüchtern, ein bisschen melancholisch, pflichtbewusst, eitel, prinzipientreu, außer in Momenten extremer Geilheit et cetera ...«

Und doch ahnen wir, dass mehr in uns schlummert, vielleicht sogar alles. Wir ahnen es besonders in Momenten des Kunstgenusses. Wir hören eine Sinfonie und spüren, dass jenseits aller Bürgerlichkeit in uns ein gnadenloser Eroberer von Welten steckt; wir verbringen ein paar Stunden in einem Tanztheater und sind uns plötzlich nicht mehr so sicher, ob wir mit dem Urteil über unsere Feinde richtigliegen; wir betrachten ein Gemälde und weinen über

unsere eigene Schlechtigkeit.

Für mich aber ist die nächste, direkteste und ehrlichste Kunst die der Schauspielerei: Ohne den Umweg über Pinsel, Meißel und Trompeten spricht hier ein Mensch in seiner leiblichen Reinform zum anderen. Wir identifizieren uns mit dem Schauspieler, werden eins mit ihm – identisch. Unsere Lichtkegel werden für die Dauer des Films oder des Theaterstücks deckungsgleich. Denn das ist die große Begabung des Schauspielers (mit der er geboren wird und die ihm keine Schauspielschule vermitteln kann): Bei ihm ist der Scheinwerfer – manchmal nur mithilfe des Regisseurs, oft aber auch trotz seiner – beweglich. Er kann